

I glaube-n-i heig der Früehlig gseh

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 9

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bei der Arbeit nicht die nötige innere Zufriedenheit finden. Warum? Ich wollte doch mit Leib und Seele Eisenbahner werden und jetzt — kaum eingesezt — Neue, Bitternis. Warum, warum? Hm, sehr einfach. Drei Jahre Studien, seit sechs Monaten Aspirant und immer noch keine Hoffnung auf Erfolg, ein Weltsegler ohne Schiff. Soeben meldet mir mein Banquier, der Waisenvogt, daß die Kasse, die mein Vater sel. mir hinterlassen hatte, bald ins Nichts versinken werde. Und droben in der Stadt gesund pulsierendes, junges Blut, ein lachender Mund, Augen, aus denen gestern Abend verstoßen ein Paar Perlen guckten. Sei still, törrichtes Herz, vorwärts müde Hand, der Apparat tippt — ich war seit einiger Zeit auf dem Telegraphenbureau — die Papierrolle marschiert, geheimnisvolle Zeichen kommen und gehen, immer mehr — da — endlich einen freien Augenblick. Mir gegenüber sitzt Schumacher, seine Augen starren gedankenlos ins Leere. „Du Schumi — wir waren die zwei einzigen Deutschschweizer — wie lange soll ich noch die Rolle eines arbeitenden Rentners spielen.“ „Gott weiß.“ „Nun, wie lange warst du nicht-honorierter Funktionär?“ „Ein prächtiger Tag, echtes Badewetter.“ „Du, sag mal, wie lange . . .“ „Ich möchte um alles in der Welt nicht mehr zurück in die deutsche Schweiz.“ „Ja, ja,“ fiel ich ein, „wie alt bist du?“ „Land, Leute, der See, ein Paradies.“ „Wie viel Gehalt . . .“ „Gefällt es Dir nicht?“ „Doch doch, aber . . .“ „Also gut, freue dich der Gegenwart, die Zukunft wird von selbst kommen und was sie bringt, wissen die Götter.“

Schumacher war ein origineller, verschwiegener Kopf. Er suchte mit seinen Gedanken selbst fertig zu werden und er wurde das in einer Art, die mir zeitlebens in Erinnerung bleiben wird. Er war, wie ich einige Stunden später vernahmen sollte, seit dreizehn Jahren Telegraphist, 30 Jahre alt und bezog ein fürstlich Gehalt von 1300 Franken. In ein armes Mädchen verliebt bis über die Ohren, selbst arm wie eine Kirchenmaus, wußte er nicht, wo er den Lebensmut herholen sollte.

Morgen hat Schumacher dreizehn Dienstjahre. Früh um fünf Uhr muß ich ihn ablösen. Ich bin pünktlich. „Guten Morgen, Herr Kollege.“ Mein fröhliches Lächeln erstickt auf den Lippen. Rot, blutig rot sind Tisch, Stuhl und Diehle — fünfzehn Jahre sind darüber hin. Jahre des Kampfes und der Verzweiflung. Du nahnst dich wieder, schwankende Gestalt, du winkst — still, still — was soll die kalte Hand? Fort, fort, ich will nicht, sieh, ich buhle mit dem Geschick, das Unglück durchwühlt meine warme Brust — nur zu — nur zu — was tut's, ich bin vergnügt, ich lache, ich will das Leben zu Tode lächeln.

In der Arbeit suchte ich damals Vergessen, in eiserner Pflichterfüllung Erfolg, in Vergnügen die Freude, die das

Leben erhält. Ich wandere von einem Bureau ins andere. Jetzt habe ich mich wieder bei der Wagenkontrolle eingenistet. Ich springe über Geleise und Rampen und notiere die Wagennummern. Schnell, schnell, die Zeit drängt, der Zug ist abfahrtsbereit. Da kommt der Zugführer, der alte Benoit. Er summt ein lustiges Lied vor sich hin. Der Alte ist vergnügt und zufrieden. Fünzig Dienstjahre sind in die Ewigkeit entflohen, am Samstag fährt er das letzte Mal, dann wird er sich zur Ruhe setzen. Ich übergebe ihm den Wagenrapport und „au revoir“. Ein unverständliches, leeres, nichtsagendes Wort dieses „Auf Wiedersehn!“ Lauter Lug und Trug.

Im Tunnel bei La Sarraz ertönt das Achtungssignal. Ist die Einfahrt nicht frei? Der Zugführer lehnt sich über die Sicherheitsstange hinaus um das Abschlusssignal zu beobachten. Da — ein Ruck — der Zug rollt schneller der Station zu. Dort angekommen, fehlt der Zugführer . . . Was sucht ihr? Vater Benoit will seine Ruhe haben; er schläft. Still, still, laßt den Braven schlafen.

Ich war zwanzig Jahre alt und wurde Rekrut. Ich wußte, daß ich nicht mehr nach Lausanne zurückkehren würde. Meine Bitte um Versetzung hatte willige Ohren gefunden. Ich nahm Abschied von Bekannten, Freunden und Kollegen. Ich dankte meiner Hauswirtin für die mir erwiesene Güte; ich schaute dem alten Bibour in die müde lächelnden, nassen Augen. Ich wende mich ab. „Au revoir Jeanne, Alice . . . au revoir Rose.“ Festen Schrittes gehe ich der Türe zu, ein ironisches Lächeln um den Mund. Schumacher, du hast deine Liebe nicht vergebens mit dem Leben bezahlt. „Au revoir, mes chères“ und fort war ich. Au revoir, und mein Herz weiß, daß meine Füße diese Schwelle nie mehr betreten werden; au revoir, und mein bißchen Verstand sagt: du lügst; au revoir lallt die trügerische Zunge, die giftige Schlange, und ein unbestimmtes Etwas sagt mir, daß es kein „Zurück“ mehr gibt. Tage, Wochen, Jahre sind über diese Stunde hinweggechritten. Ich weiß, daß Vater und Mutter Bibour längst stille geworden sind; ich weiß, daß Alice unglücklich verheiratet ist, daß Jeanne in der Blüte des Mai, jung, edelgesinnt, brav, gut, schön, die Reise ins unbekannte Land antrat, ich weiß nichts von Rose, nichts, nichts! Sie ist gewiß tot, sie schläft . . . Erde, du winziges Körnlein im großen Ozean des Alls, könntest du sprechen. Dein Gesang würde die Tore des Himmels und der Hölle sprengen und Engel und Teufel würden dir dienen und vor dir im Staub liegen. Du birgst an deinem ewig treuen Busen mehr Freud und Leid als Himmel und Hölle zusammen, du schließt Himmelsweh und Höllepein, Ewigkeitsfreude und -schrecken an dein weites, stummes Herz. Mutter Erde, Millionen werfen sich hoffend und zagend an deine keusche Brust, du schweigst, du wandelst Ewigkeiten deine unbekannte Bahn, still lautlos . . .

I glaube=n-i heig der Früehlig gseh.

Don Josef Reinhart.

I glaube=n-i heig der Früehlig gseh,
I glaube=n-i dörf's säge,
Am Waldhag hänkt er Sähndli us
Und winkt drmit ergäge.

I glaube=n-i heig der Früehlig gseh
Im Garte=n-uf der Stange,
Er het fys Glarinettli gspielt,
Es isch gar lustig gange.

I glaube=n-i heig der Früehlig gseh
Mit heiterblau=n-Auge,
Er het mer ufeme Sänsterli gwinkt,
I dänke=n-i dörf dra glaube.